

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 25

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645164>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztein von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 7

Und das meinte sie aufrichtig, aber im stillen hegte sie allerlei Befürchtungen. Er hatte noch keine Stellung gefunden. Er schien den Wert des Geldes nicht richtig einzuschätzen. Und — — stimmte es überhaupt, daß dieses Geld ihm von seiner Mutter hinterlassen war? Die Frage brannte ihr auf den Lippen. Doch gerade jetzt lenkte ein anderer Umstand ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich.

Thea sah gerade in Richtung zur Tür. Und ihre Augen weiteten sich. Zwei Gäste kamen herein — — ein Herr und eine Dame. Sie waren beide in Abendkleidung und die Dame trug einen märchenhaften blauen Samtmantel, der mit Hermelin besetzt war.

Sie standen einen Augenblick bei dem Geschäftsführer, der ihnen entgegengestellt war, um sich über den Platz schlüssig zu werden. Dann gingen sie auf einen Tisch gerade neben Thea und Herbert Medow zu; als sie näher kamen, drangen die Worte des Herrn an Theas Ohr.

„Herrlich“, sagte er, „endlich einmal mit dir allein zu sein, Liebste. Davon habe ich die ganze Zeit geträumt, als ich fort war ...“

„Psst!“

Die junge Dame stieß ihn an, warnte ihn, weiter zu sprechen. Sie hatte sich in dem Raum umgesehen und war den Blicken Theas begegnet. Nur eine Sekunde — — dann hatte sie scheinbar gleichgültig zur Seite gesehen, aber beide hatten sich genau erkannt.

Der Herr, der seine Begleiterin Liebste nannte, war Thea vollkommen unbekannt, und sie hatte ihn noch nie gesehen, aber die Dame kannte sie sehr gut.

Es war Charlotte Verkenfeld.

Charlotte beugte sich über den Tisch und flüsterte ihrem Begleiter einige Worte zu.

„Wir müssen vorsichtig sein, Heinz“, sagte sie.

Er schaute auf. Er sah gut aus: jung, hübsch, mit gebräuntem interessantem Gesicht, ein Mann, auf den jedes Mädel stolz sein konnte, wenn sie sich mit ihm sehen ließ.

„Ich verstehe dich nicht“, erwiderte er. „Wir sind immer vorsichtig gewesen. Warum jetzt auf einmal ...“

„Bist du dumm. Man hat uns erkannt.“

„Erkannt?“

„Ja, die Dame nebenan. Sie ist Assistenzärztin in der Klinik“, sagte Charlotte. „Sie kennt Bernhard genau. Er hat sie mir gegenüber manchmal erwähnt, und als eine seiner besten Mitarbeiterinnen bezeichnet.“

„Das ist unangenehm“, bemerkte Heinz Röttgers. „Aber schließlich — — mir ist es egal. Ich brauche mich nicht zu verstecken. Ich verstecke mich vor niemandem, auch wenn dein Professor Krusius persönlich käme. Übrigens — — ist er eifersüchtig?“

„Das möchte ich auch gern wissen“, erwiderte Charlotte. „Auf jeden Fall glaube ich, daß er meine Anwesenheit hier nicht billigen würde. Aber, lassen wir das. Vielleicht sagt sie nichts.“

Es kam Farbe in sein Gesicht.

„Soll sie sagen“, meinte er ärgerlich. „Meinetwegen. Mir ist es überhaupt unbegreiflich, wie du einen Mann heiraten

willst, der über zehn Jahre älter ist. Er ist berühmt und hat Geld wie Heu, na ja, aber — — offen gesagt, Lotte ... ich halte die Partie nicht für günstig. Du hättest mich heiraten sollen ... wie du es versprochen hast.“

„Kinderei, Heinz.“

Er sah sie fest an.

„Kinderei, die dir jetzt leid tut“, sagte er. „Nicht wahr, so ist es doch.“

Sie sah fort, denn sie konnte seinen Blick nicht ertragen und wurde abwechselnd rot und blaß. Ihre Gedanken gingen in die Vergangenheit zurück, als sie noch Kinder und halb erwachsene Menschen waren. Sie hatten zusammen gespielt, er hatte ihr den ersten schüchternen Kuß gegeben, dachte sie, und sie hatte versprochen, ihn zu heiraten. Wie weit das zurücklag, wie fern, aber — — eine schöne Zeit war es doch gewesen.

Eine plötzliche Begierde, alle diese verlorenen Tage noch einmal zu erleben, kam über Charlotte, aber sie zwang diese Wünsche fort. Es war lächerlich, daran zu denken, sie war die Verlobte von Professor Krusius, dem berühmten Chirurgen. Das durfte man nicht vergessen. Und sie hatte in diese Zusammenkunft mit Heinz nur eingewilligt, weil er sie so inständig darum gebeten hatte.

Charlotte war froh, daß der Kellner kam und Heinz durch die Bestellung abgelenkt wurde. Nachher kam sie nicht mehr auf das Gespräch zurück.

Ein paarmal hatte sie unauffällig nach dem Nebentisch hingesehen. Aber diese Dr. Hanßen tat nicht dergleichen. Nicht, daß Thea Charlottes Anwesenheit schon wieder vergessen hatte. Nein, aber Thea hatte ein Gefühl des Unbehagens, und es war ihr unangenehm, nach dem Nebentisch zu sehen.

Sie hatte einiges von dem Gespräch gehört, und sie konnte sich denken, daß Professor Krusius nichts von dieser Zusammenkunft wußte.

Herbert Medow beugte sich über den Tisch und berührte ihre Hand.

„Schade, daß ich kein Gedankenleser bin“, sagte er. „Warum so nachdenklich?“

Sie fuhr leicht zusammen und entschuldigte ihre Unaufmerksamkeit.

„O, es ist weiter nichts“, meinte sie. „Was haben Sie gesagt?“

„Ich habe gesagt, daß ich bedauere, kein Gedankenleser zu sein.“

„Ach so ...“ erwiderte sie und rasch, ehe er weiterreden konnte, fuhr sie fort:

„Wissen Sie, wir Ärzte sind eben zerstreut. Man denkt an dies und das ...“

„Und ich wollte Sie gerade etwas fragen“, fing er an, „und zwar über jemand, den Sie kennen. Ich meine Professor Krusius. Was halten Sie von ihm?“

Sonderbar — — dachte sie, daß er gerade jetzt darauf kommt.

„Ich halte von ihm, was alle von ihm halten — — daß er ein ganz hervorragender Mensch ist“, sagte sie. „Hervorragend und außergewöhnlich als Arzt, Mensch und Vorgesetzter.“

„Sie gehören also auch zu seinen Bewunderern“, war seine Antwort. „Er nimmt wohl alle wichtigen Operationen in der Klinik vor?“

„Nicht alle, aber viele“, berichtete sie. „Es sind ja noch mehrere Chirurgen da und sein Spezialgebiet sind Kopfoperationen. Sonst behandelt er natürlich seine Privatpatienten. Aber“, fuhr sie fort, „wir kommen Sie denn auf Professor Krusius?“

Sie hatte etwas laut gesprochen, und die beiden am Nebentisch standen plötzlich auf und gingen fort, ohne überhaupt gegessen zu haben.

Herbert Medow, dem dieses sonderbare Verhalten nicht aufgefallen war, schien mit der Antwort zu zögern.

„Warum ich mich für ihn interessiere?“ sagte er. „Hm, ja ... man hat mir erzählt, er und ich — wir sähen uns so ähnlich.“

Thea sah ihn mit gesteigerter Aufmerksamkeit an, und sie erinnerte sich, wie sehr sie diese unbestreitbare Ähnlichkeit in Erstaunen gesetzt hatte. Jetzt stellte sie diese Ähnlichkeit wieder fest.

„Ich habe einmal gehört“, fuhr er fort, ohne ihre Antwort abzuwarten, „ich habe einmal gehört, jeder Mensch hätte seinen Doppelgänger. Für mich ist es sehr schmeichelhaft, der Doppelgänger eines berühmten Mannes zu sein.“

„Doppelgänger ist wohl etwas übertrieben“, meinte Thea. „Nach meiner Meinung bezieht sich die Ähnlichkeit nur auf gewisse Einzelheiten.“

„Auf die Augenpartie, nicht wahr? Ja? Nun, sehen Sie, aber lassen wir das. Er soll als Mensch recht nett und freundlich sein. Ist das wahr?“

„Ja“, bestätigte Thea, ohne zu wissen, worauf er eigentlich hinauswollte. „Man kann wohl sagen, er ist ein guter Mensch.“

„Und reich“, setzte Herbert Medow hinzu. „Er muß reich, sehr reich sein. Er hat ja auch die beste Praxis in der Stadt. Und ich kann mir vorstellen, daß auf seinen Rechnungen nur dreißig bis vierstellige Zahlen stehen ...“

Eine Falte trat auf Theas Stirn.

„Wenn Sie in dieser Weise weitersprechen, Herr Medow“, sagte sie freundlich, aber energisch, „fürchte ich, daß unser Beisammensein ein vorschnelles Ende findet. Gewiß ist Professor Krusius vermögend, aber er tut auch viel für mittellose Patienten. Ihre Mutter zum Beispiel ...“

Sie unterbrach ihren angefangenen Satz sofort, denn die letzten Worte waren ihr herausgeflossen, ohne daß sie es gewollt hatte.

„Sprechen Sie nur ruhig weiter“, sagte er. „Meine Mutter? Was war mit ihr?“

„Sie war Professor Krusius' Privatpatientin“, fuhr Thea wahrheitsgetreu fort, denn es hatte ja keinen Zweck, die Wahrheit zu verbergen. „Er hat sie ganz umsonst behandelt und, wenn es von ihm allein abhängig gewesen wäre, würde Ihre Mutter heute noch leben. Leider ...“

„Was leider?“

„Leider aber traten bei der Nachbehandlung Komplikationen ein“, umschrieb Thea die Wahrheit, „und es fehlte ihr eben, wie schon gesagt, der Wille zum Leben. Also die psychische Basis, die jeder Kranke braucht, um gesund zu werden. Abgesehen davon können Sie Professor Krusius nur dankbar sein für alles, was er getan hat.“

Herbert sah sie sonderbar an und entschuldigte sich auch gleich. „Ich bin ihm ja auch dankbar“, sagte er. „Sie verstehen mich falsch. Es lag mir fern, ihm Vorhaltungen zu machen. Warum meine Mutter gestorben ist, das weiß ich nur zu genau. Es ist meine Schuld. Ich habe ihr zuviel Kummer gemacht, und sie hat es nicht überlebt.“

„Ich wollte Ihnen auch keine Vorwürfe machen“, meinte Thea.

„Ich weiß, Sie sind viel zu gut dazu. Aber, es ist trotzdem so, wie ich gesagt habe. Wir wollen nicht mehr davon sprechen.“

Thea hatte nicht die Absicht, das Gesprächsthema zu wechseln. Sie wollte von ihm etwas über seine Zukunftsabsichten hören. Herbert Medow jedoch schien diese Angelegenheit auf die leichte Achsel zu nehmen. Er sagte bloß, binnen kurzem würde schon alles in Ordnung kommen und er eine Stellung finden.

Er brachte sie zu Fuß nach Hause. Sie hatte gehen wollen, denn es war ein schöner Abend. Als sie sich verabschiedeten, dankte er ihr vielmals für ihre Freundlichkeit, ihm den Abend gewidmet zu haben. Er versprach, ihr sofort Mitteilung zu machen, wenn es etwas Neues gäbe. Hoffentlich würde er bald dazu in der Lage sein.

Thea ging hinauf in ihre kleine Wohnung. Sie war heute allein, denn Ilse Runge war heute im Nachtdienst. Thea war gar nicht zufrieden mit dem Ergebnis des Abends. Herbert Medows Zukunft lag noch vollkommen im Dunkel, und was er von Professor Krusius gesagt hatte, beunruhigte sie sehr.

Was hatte das zu bedeuten? Vielleicht nichts, vielleicht war alles nur Zufall?

Thea beschloß, nicht mehr daran zu denken. Es fiel ihr ein, daß sie den letzten Brief ihrer Eltern noch beantworten mußte. Sie setzte sich an den Schreibtisch, und bald hatte sie den Brief beendet. Sie frankierte ihn und trug ihn dann gleich noch zum Kasten.

Der Briefkasten war nur wenige hundert Meter entfernt vor dem Haupteingang zu den Kliniken. Ein Herr kam gerade aus dem breiten Gittertor, ging auf einen parkenden Wagen zu, blieb dann aber stehen. Thea erkannte zu ihrer Überraschung Professor Krusius.

Unwillkürlich sah sie nach der großen Leuchtuhr am Verwaltungsgebäude. Es war sehr ungewöhnlich, den Chef um diese späte Stunde noch hier anzutreffen, zumal doch am kommenden Morgen gar keine Operation stattfand.

Professor Krusius hatte Thea auch erkannt, und er plauderte eine Weile mit ihr.

„Ich habe noch im Dienstzimmer gearbeitet“, sagte er, „und dann war ich noch bei Marie Ulrich.“

„Es ist doch wohl nicht ...“

„Nein“, beruhigte er sie, „es ist nichts passiert und alles in bester Ordnung. Ihre Kollegin Runge war über mein Kommen auch ganz entsezt. Ich hatte ja nichts weiter zu tun ...“

Thea lächelte.

„Das klingt sonderbar aus Ihrem Munde, Herr Professor“, sagte sie. „Nichts weiter zu tun! Und jeder weiß, daß Sie nicht eine einzige freie Minute haben.“

Er nickte.

„Eigentlich ja, Kollegin“, erwiderte er. „Aber heute war eine Ausnahme. Lachen Sie nicht, aber vor Ihnen steht ein Mann, der von seiner Verlobten verkehrt ist.“

„Verkehrt?“

Er lachte herzlich.

„Ja, wir wollten eigentlich in ein Konzert gehen, und ich hatte schon die Karten besorgt. Da kommt auf einmal so eine Freundin meiner Verlobten dazwischen geschneit, der sie aus Familienrücksichten den Abend widmen muß. Na ja, man lernt es, darauf Rücksicht zu nehmen. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Kollegin“, fügte er burschikos hinzu, „heiraten Sie nie.“

Thea lachte und erklärte, daß sie nicht die geringsten Heiratsabsichten hätte. Sie hänge viel zu sehr an ihrem Beruf.

Er nickte und sagte:

„Ich habe den heutigen Abend auch gern in der Klinik verbracht. Nun will ich nach Hause und dann geh's ins Bett. Gute Nacht, Kollegin Hansen ...“

„Gute Nacht, Herr Professor.“

Er stieg in seinen Wagen und fuhr fort.

Thea sah ihm nach. Er wußte also nichts davon, wo seine Verlobte gewesen war und er ahnte nicht, daß sie ihn belogen hatte. Thea verspürte ein großes Mitleid mit ihm. Sie ging traurig nach Hause zurück.

Hortsekung folgt.